

Ein Stück Leidensgeschichte der Volksschullehrer

Nunmehr ist es das fünfte Jahr, seit ich im äußersten Vortrab der Aufklärungstruppen kämpfe, seit ich als Volkslehrer am Gemeinwohl der Heranwachsenden Jugend arbeite.

In der praktischen Betätigung der Amtspflichten, in der Lösung der Berufsaufgabe des Lehrers liegt viel Ähnlichkeit mit derjenigen des Geistlichen.

Dieser wirkt still und weltvergessen in ländlicher Einsamkeit an der einzig wahren Bestimmung, dem besten Wohle, dem höchsten Ideale, an der Verchristlichung des Menschen.

So auch der Lehrer, der erste und beste Gehilfe des Geistlichen. Auch er arbeitet, vergraben in die rauheste Unterschichte, in die „Hefe des Volkes“ tief bis zur Gurgel eingerammt, an der Sittigung und Veredelung, an der Geistesbildung seiner kleinen Schutzbefohlenen, der hoffnungsvollen Schöbllinge einer neuen Generation.

Der Volkslehrer gleicht dem Sämann, der sät, aber nichts als Unkraut erntet. Er arbeitet unverdrossen, ungekannt, uneigennützig, um nur Undank zu ernten. Seine Standespflichten sind ebenso schwierig wie undankbar.

Undankbar? — Wer möchte daran zweifeln!

Die hohe Pflicht einer gewissenhaften und bestmöglichen Kindererziehung, den großen, unberechenbar großen Nutzen einer geordneten Schule, von der das zeitliche Wohl und Wehe der lieben Kleinen abhängt, die unermeßlichen Wohltaten einer wahrhaft christlichen Lehrtätigkeit, den hohen Stand des Lehrers selbst, — alles das hat das Volk einerseits in böswilliger Hartnäckigkeit, andernteils in seiner natürlichen Beschränktheit bislang nicht eingesehen. Es bekämpft die Lehrer als seine ärgsten Feinde, es verhält sich kalt gegen die Mühen und Nöten derselben, es ist nur gar zu oft erbittert auf sie und denkt sich deren gesetzliche Existenzberechtigung als ganz überflüssig und unnötig.

Unter diesen Mißlichkeiten, die allerdings im allgemeinen höchst hindernd und hemmend in den gedeihlichen Fortgang der Volksaufklärung eingreifen, müssen aber ganz besonders und in erster Linie die Lehrer leiden. Diese sollten in ihrer schweren Pflichterfüllung warmen Dank, aufmunternde Liebe und Zufriedenheit ernten; anstatt dessen aber sehen sie nur Undank, Gehässigkeit, manchmal die größten Beleidigungen in und außer der Schule.

Hierunter hat sich gegenwärtig ein anderer Mißstand selbst zwischen den Lehrern gebildet: die öftere und wiederholte Versetzung derselben aus einer Schule in die andere. Das ist in unserem Unterrichtswesen ein Übel von der ungünstigsten Tragweite; das hat die Schulbehörde, das haben die Lehrer selbst schon längst eingesehen. Aber was ist zu machen?

Wenn der Lehrer in diesem Dorfe seine Kraft erlahmen, seinen Eifer schwinden sieht, geht er über in ein anderes. Bei den heutigen Schulverhältnissen gibt es eben für ihn, will er nicht seinen ganzen Beruf über Bord werfen, keinen besseren Ausweg aus der Klemme.

Den sprechendsten Beleg hiefür sehe man in folgendem nach.

Gleich anfangs halte ich mich nach Husaren bestimmen lassen, einer deutschen Kolonie, nur durch einen allerdings mehr trockenen als nassen Bach von Vollmer, meinem Geburtsorte, getrennt, wo sich meine Eltern mit ihrer Wirtschaft befinden. Ich konnte also ganz gut zu Hause bei meinen Eltern wohnen und gleichzeitig auch meine Amtsbeschäftigung in Husaren führen, indem ich täglich während der Winterszeit hinüber und herüber fuhr.

Aber meine Wahl, in sonstiger Hinsicht gut, war denn doch schlecht getroffen. Schon bei meiner Bestimmung sagte der jetzige Schulinspektor des Lehrdistriktes von Zarizyn, Herr Kusnezow, zu mir die nichts weniger als tröstlichen Worte: „Machen Sie sich gefaßt auf ein gutes Stück Arbeit. Sie werden in Husaren die Schule in sehr schlechtem Zustand, in großer Vernachlässigung finden. Daran ist nicht Ihr Vorgänger schuld, sondern der dortige mangelhafte Schulbesuch, die Unbemitteltheit der Leute, die überdies, soviel ich bemerken konnte, an Schule und Lehrer wenig Gefallen haben.“

Die Ansicht des fachkundigen Mannes war nur allzu wahr.

Husaren ist nämlich eine der ärmsten und tiefst verschuldeten Kolonien der Wolgaer Bergseite. Wahrscheinlich deshalb, weil das Saatland daselbst ziemlich leicht, kraftlos und unfruchtbar, meist nur tauglich für Roggenbau ist, sind die Leute dieses Dorfes fast durchweg nur sehr ungenügende und unselbständige Bauern. Sie gehen im Sommer, während der Feldarbeitszeit, zum nicht geringen Teil auswärtigen Verdiensten nach, im Winter aber verlegen sie sich auf die Weberei. Gegenwärtig gibt es tatsächlich in Husaren mehr als 200 Weber, hingegen sehr wenige, die irgend ein anderes Handwerk betreiben. Ich könnte da eine ganz genaue offizielle Statistik vom Jahre 1903 über den allgemeinen Vermögensstand, über die wirtschaftliche Lage von Husaren reden lassen, könnte mich in Einzelheiten ergeben, die für letzteres nicht sonderlich erwünscht sein dürften; jedoch im Interesse meiner früheren „Brotherren“, die ich hier ja nicht herabsetzen, bekritteln oder verletzen möchte, ziehe ich es vor zu schweigen. Überhaupt habe ich diesen Punkt nur deshalb berührt, weil die soeben beregten wirtschaftlichen Mißverhältnisse ein ebenso gewaltiges wie unliebsames Echo in der mir unterstellt gewesenen Schule wachrufen, einen geregelten Schulbesuch dadurch ausschließend, mich selbst bislang in meinem Unterrichtsverfahren hemmend.

Soeben sprach ich von der Weberei und zwar mit Absicht. Dieses Handwerk hat im letzten Jahrzehnt in den katholischen und lutherischen Kolonien der Wolgaer Bergseite einen so bedeutenden Aufschwung genommen, daß es bei vielen Leuten den einzigen Ernährzweig bildet, bei andern wieder zur nebenherigen, gar nicht zu unterschätzenden Erwerbsquelle geworden ist. Das Weben ist ein Geschäft, bei dem jung und alt, groß und klein nebeneinander mit gleicher Kraft und Gewandtheit, mit gleichem Erfolg, derselben Ausdauer arbeiten kann, — und das im Winter, wann sonst keine Nebenverdienste zu haben sind. Dieses Gewerbe ist ehrlich und auch einträglich, das ist gar keine Frage; aber es übt erkannter Maßen einen entschieden schädlichen Einfluß aus nicht nur auf die Schule, der es einen großen Teil unterrichtsbedürftiger Kinder fernhält, sondern auch auf die Gesundheit der Kinder selbst, welche, anstatt sich froh und frei in der frischen Winterluft herumzutummeln,

auf den klappernden Webstuhl und an das schnurrende Spulrad gezwungen werden. Bei uns auf der Bergseite nimmt es keinen Menschen mehr wunder, wo Kinder von 10—12 Jahren bereits auf dem Webstuhl zappeln, wo Kinder von 7—8 Jahren schon das Spulrad drehen. Das ist Tatsache.

Man sagt, Not lehrt beten; aber ich sage, Dummheit bricht Eisen. In der Tat bin ich geneigt, mehr eine grauenhafte Dummheit, als Faulheit oder Gewissenlosigkeit darin zu sehen, daß unsere Leute, selber arbeitsfähig, ihren leiblichen Kindern das Vorrecht der Unmündigkeit entziehen, daß sie ihre eigenen Kinder zur geistigen Verkrüppelung verurteilen, sie aus der Schule lassen und an ein Handwerk fesseln, das sogar den völlig entwickelten Organismus herabzudrücken vermag.

Wenn unerwachsene Kinder ihren wirklich armen oder gar tranken Eltern durch das Weben und das bei letzterem nötige Spulen das Brot beschaffen, so ist das zu entschuldigen. Wenn aber die Eltern sich im Winter auf die faule Haut legen und ihre unmündigen schwachen Kinder für sich arbeiten lassen, so ist das ein himmelschreiender Unfug.

Sowohl das eine als auch das andere ist gerade der traurige Fall in Husaren. Hier besuchen die schulpflichtigen Kinder der Weber den Unterricht nur 1—2 Jahre oder auch gar nicht. Das Weben oder Viehfüttern geht eben vor.

Bei dem Antritt meiner Amtstätigkeit fand ich laut Familienliste beiläufig 400 schulreife Kinder vor. Da nun aber ein kleiner Teil derselben auswärtig, der weitaus größte Teil davon beim Weben und Spulen beschäftigt war, so kamen nur in allem 121 Kinder in die Schule.

Von diesen 121 Kindern verblieb mir ungefähr die Hälfte für das zweite Jahr meiner Dienstzeit. Die andere Hälfte, die sich aus Kindern der älteren Abteilungen zusammensetzte, hatte geendigt, d. h. sie war reif geworden zum Spulen und Weben, mußte also zu Hause bleiben. Die schwächeren und schwächsten, die jüngeren Schüler, kaum des Lesens und Schreibens fähig, behielt ich zurück und nahm zu denselben noch ebensoviele „Frischlinge“ auf, Knirpschen, die noch mit keinem Fuße in der Schule waren. So hatte ich 100 Schüler und was für welche! — Breitspurige Bürschchen, stämmige Kerlchen, zwar einfältig wie die Taube, aber ganz und gar nicht listig wie die Schlange.

So ging es im ersten und zweiten, so auch im dritten und vierten Jahre: die bessere Hälfte, ohne das übliche Austrittsexamen abzuwarten, blieb weg, die schwächere kam zu den ganz schwachen Neueingetretenen; die eine Hälfte der Schüler bestand aus Neulingen, die andere aus Kindern, die erst 1—2 Jahre die Schule besucht hatten.

Wenn ich hier von der Weberei, die unserer Dorfschule einen großen Teil Kinder entzieht, als von einer dem Unterrichte schroff entgegenwirkenden Erscheinung sprach, muß ich dabei noch eines anderen völlig gleichbedeutenden Mißstandes Erwähnung tun. Ich meine da das Abhandensein eines bei uns heutzutage so nötig gewordenen Gesetzes, das unsere Kinder streng und möglichst fühlbar zum Unterrichte verpflichten, das den Schulbesuch durchaus obligatorisch machen würde.

Nehmen wir die Sache praktisch. Der Lehrer beginnt sein Schuljahr. Kinder, die den Unterricht besuchen wollen, erscheinen. Ihre Namen werden in das bereit gehaltene Journal eingetragen. Punktum. Die Kinder, die unvorsichtiger Weise in die Liste geraten sind, können nun nach der jetzigen Lehrpraxis in etwa gezwungen, bestraft oder nicht bestraft werden, jenachdem sie die Schule besuchen oder nicht besuchen. Man straft mit 3 Kop. pro Spieltag, allerdings ein ganz ungeheuerliches Schreckding aus „der guten alten Zeit“, und deshalb sagte ich soeben „in etwa“, denn ein Dreikopekenstück ist heute, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, auch für den Ärmsten kein genügendes Zwangsmittel mehr; es ist viel eher ein in pädagogischer Hinsicht fruchtloses Reizmittel, das dem Lehrer nur die Leute auf den Hals hetzt. Im Auslande hat man an Stelle unserer 3 Kop. die Schulgeldbuße auf 1 Rbl. und mehr festgesetzt. Solche Strafmittel sollten wir auch haben.

Nichtsdestoweniger wäre das alles schlechterdings noch erträglich. Aber wohlgemerkt, nicht alle schulpflichtigen Kinder des betreffenden Dorfes kriegt der Lehrer bei Beginn des Unterrichtes zu Gesichte; der größte Teil derselben kommt gar nicht, läßt sich gar nicht in das Schulregister aufnehmen, kann und wird daher auch tatsächlich nicht gestraft.¹ Wie sollte das auch? Anstatt einer allgemeinen Schulpflicht haben wir bislang nur harmlose Palliativmittel (Schmerzlinderungs-Arznei), die dergleichen Übel zeitweilig abschwächen, nicht aber von Grund aus beseitigen können.

Diese gänzlich der Schule fern stehenden Kinder wachsen auf ungehindert, unbekümmert, vogelfrei. Die Armen! — Aber noch ärmer sind deren Eltern, die so wenig Sinn für Erziehung und Schule haben, die ihre eigene Leibesfrucht wie das Vieh behandeln, um später selbst auch viehisch behandelt zu werden.

Wahrhaft haarsträubend ist es, wie unsere Leute, Schule und Lehrer herabwürdigend, die heiligsten Pflichten mit Füßen treten, Wahn und Greueln die Türe öffnen, sich selbst beehrfeigen. Wo geordnete christlich-gute Schulen, da ist Anstand, Sitte, Religion; wo schlechte Schulen, da ist Roheit, Sittenlosigkeit, Aberglaube und Dummheit.

Die Schule in Husaren ist, wie auch in manchen andern Dörfern, keineswegs zu loben. Daran ist vieles Schuld, ganz besonders aber der denkbar mangelhafteste Schulbesuch daselbst. Im Herbst und Frühling, anfangs und am Ende des Schuljahres, wenn in andern Dörfern die Kinder noch fleißig und vollständig den Unterricht besuchen, ist in Husaren die Schule so gut wie leer; nur wenige, sehr wenige sind es, die von Anfang bis zu Ende dem Unterricht sich nicht entziehen. Um da überhaupt klar zu sehen, bedenke man, daß der Ortsgeistliche, der Hochw. P. J. Burgardt, seinen Eingepfarrten, den Eltern nämlich, deren Kinder aus unzulässigen Gründen dem Schulunterrichte fern bleiben würden, die Weigerung der Absolution

¹ Das ist nicht recht. Das Kolonialgesetz verpflichtet alle schulmäßigen Kinder zum regelmäßigen Schulbesuch; eine Ausnahme von dieser Regel bilden nur jene, welche einen triftigen Grund vorgeben können, als Krankheit, Sterbefall eines Familiengliedes u. dgl. Die Praxis, wonach nur solche Kinder als „schulpflichtig“ gestempelt werden, die sich nach eigener Willkür in die Schulliste aufnehmen lassen, ist daher ganz verfehlt. D. Red.

anzudrohen sich genötigt sah. Und obwohl solches öffentlich von der Kanzel herab geschah, hatte es doch nicht die erwünschte Wirkung.

Fragt es sich nun, wie kann man unter solchen Mißlichkeiten noch Kinder zum Examen bringen, wie können da dem Volke mehr ersichtliche Resultate erzielt werden? Wie kann man da die Leute, am meisten aber sich selbst, als Lehrer, zufrieden stellen? Das begreife, wer will.

Der Volkslehrer, als echter und erster Vorkämpfer der menschlichen Kultur und Geistesbildung, hat eine schwierige Berufsaufgabe.

Aber wir deutschen Lehrer, die fast einzigen Vermittler, die uneigennütigen Dolmetscher zwischen Kolonisten und dem herrschenden russischen Volke, haben eine besonders schwere Stellung.

Ein deutscher Lehrer, der deutsche Kinder Deutsch, oder ein russischer Lehrer, der russische Kinder Russisch lehrt, — beide haben es bei den besten pädagogischen Kunstgriffen nicht leicht; aber wir, die wir deutsche Kinder Russisch lehren, haben es ungleich schwerer als erstere. Dabei können wir obendrein das bittere Bewußtsein nicht los werden, daß das Lehren der russischen Sprache, somit die unsäglichen Mühen, die mit demselben für den Lehrer verknüpft sind, unseren Leuten ganz und gar nicht erwünscht sind. Uns Lehrern weiß man für unsere Arbeit nicht Dank und Dankbarkeit, sondern nur einen Widerwillen, der sich gegen uns, die Träger einer dem Volke widerlichen Sache, sehr oft in der unverblümtesten und beleidigendsten Weise Luft macht.

Man hält die heilige Sache der Volksausklärung, für welche die Lehrer streiten, für unnötig, unnütz,² oft sogar für schädlich. Und mit den Lehrern selbst ist man wohl überall hier unzufrieden.

Man ist unzufrieden mit der heutigen Schuleinrichtung, mit der neuen Lehrmethode. Man ist unzufrieden, daß der Gemeinde in Schulfragen das Stimmrecht entzogen ist, daß dieselbe den Lehrer nicht mehr auf eigene Faust anmieten und absetzen, ihn nicht mehr in öffentlichen Sitzungen zur Rechnung ziehen und nötigenfalls herunterhutzen kann. Man ist unzufrieden, weil der Bauer im Sommer arbeiten muß, im Winter ruht, — der Lehrer aber, umgekehrt, im Winter arbeitet und im Sommer ruht. Man ist unzufrieden mit den russischen Lehrbüchern, in denen nach der Volksansicht allzu viel „G'fixe“ (Bilder) sind. Man ist unzufrieden, daß der Lehrer anstatt einer Mistgabel einen Spazierstock trägt. Man ist unzufrieden — aber

² Es mutet uns seltsam an, daß unsere Kolonisten für ihre Schule so wenig Sinn haben sollen; ist sie ja doch, so zu sagen, die einzige Schatzkammer, aus welcher ihren Kindern die für deren späteres Fortkommen so nötige geistige Speise, die Bildung, gereicht wird. Was, wie wir aus den wiederholten Klagen folgern müssen, so manchem deutschen Kolonisten noch nicht klar zu sein scheint, daß nämlich die Vernachlässigung der Bildung gleichbedeutend ist mit dem allmählichen gänzlichen wirtschaftlichen Verfall, das ist ja in der Jetztzeit, fast möchten wir sagen, dem ersten besten russischen Bauern geläufig; umsomehr hätten wir geglaubt, dies von unsern Deutschen erwarten zu dürfen. Wir richten selbstredend diesen gerechten Vorwurf nicht eigens an die Adresse der Gemeinde von Husaren, sondern benützen die Gelegenheit, um unserm lebhaften Bedauern in dieser Beziehung allgemeinen Ausdruck zu verleihen. D. Red.

wer kennt nicht die enge und einseitige, die kleinliche und lächerliche Anschauungsweise des Bauern hinsichtlich der Schule?

So ist man unter vielem andern auch unzufrieden darüber, weil die Lehrer ihre Schulbeschäftigungen so früh abschließen. Aber warum letzteres geschieht, das wissen die guten Leuten wohl selber kaum. Der Lehrer schließt eben im Frühling die Schule, weil er keine Kinder mehr hat. Die Kinder bleiben zu Hause, der Unterricht aber soll dennoch fortgehen. Wie das und mit was für welchen? — Hierauf ergibt sich die beste Antwort aus dem eigenen Sprichworte des Volkes: „Wenn man hinter den Hund will, so hat er Leder gefressen“. Dieser Spruch ist nun allerdings nicht sehr geistreich, eben nur so geistreich wie etwa der Erfinder desselben.

So ist das auch speziell in meiner Angelegenheit der Fall. Dieses Frühjahr schloß ich die Schule den 22. März mit 8 Schülern. Vollmer, mein Wohnort, ist, wie ich gleich anfangs bemerkte, von Husaren nur durch einen kleinen Bach geteilt. Zur Beschäftigung fuhr ich täglich herüber und hinüber. Obwohl ich nun hierzu die ganz ausdrückliche Erlaubnis meiner Schulobrigkeit besaß und obgleich ich mir nie eine Verspätung zu Schulden kommen ließ, gefiel solches den Leuten doch nicht. Sie wollten den Lehrer im eigenen Dorfe haben. Bereits verflossenen Winter gedachten sie, mich durch einen Gemeindebeschluß zu zwingen, mein Heim nach Husaren zu verlegen. Ich war damit nicht einverstanden, weil ich meiner Eltern und der Wirtschaft wegen nicht konnte. Einen willkommenen Vorwand glaubten sie nun zu haben, als ich im Frühling das Schuljahr beendigte.

Noch an demselben Tage der Schulschließung bekam ich auch schon vom Husarer Kolonieamte die ebenso unstatthafte wie blödsinnige Aufforderung, meine Beschäftigungen wieder aufzunehmen. Denn, sehen Sie mal, in manchen andern Dörfern hielt man noch Schule, deshalb wollten die heils- und wißbegierigen Husarer auch noch Schule haben. Die guten Leute, wie sie auf einmal so erpicht waren auf den Unterricht! — Sie wollten Schule haben in einer Zeit, wenn in der Regel die Lehrtätigkeit in den meisten Dörfern bereits eingestellt ist, wann gewöhnlich durch die Anschwellung der beiden Bäche, Jelschanka und Ilawla, halb Husaren nebst Schulhof und dem halben Kirchenplatz tatsächlich dermaßen unter Hochwasser zu stehen kommt, daß von einem Schulbesuch schon gar nicht mehr die Rede sein darf, wann endlich, und das ist ja gerade die Hauptsache, kein einziges Kind mehr für den Unterricht zu haben ist. Obgleich man tagtäglich mit „Armsündermienen bittet und lamentiert“, die Kinder möchten doch fleißig zur Schule kommen, denn es werde „ausgeschrieben“, — das hilft alles rein gar nichts. Wenn einmal der erste Frühlingssonnenstrahl den guten Husarern durch das Fenster hineinguckt, ist es um die Schule geschehen, ist der Unterricht vorbei. So ist es in Husaren, so ist es auch wohl in andern Dörfern.

Die guten Husarer, — sie wollten Schule haben! Was war zu machen? Ich vergoß, versteht's sich, Tränen der Rührung, aber — rührte mich nicht. O, doch! — Ich griff nämlich in aller Gemütsruhe nach der Feder und antwortete auf die eigenmächtige Einmischung des Husarer Kolonieamtes in die Sache der Schule etwa folgendermaßen und mit Haltung: unter Beaufsichtigung des Ministeriums der Volksaufklärung stehend, sei ich in Schulangelegenheiten nur meinem Inspektor

Rechnung schuldig, nicht aber dem Kolonieamte oder der Gemeinde von Husaren; übrigens seien die Lehrbeschäftigungen abgebrochen einzig aus dem Grunde, weil keine Kinder zum Unterrichte mehr dagewesen, was man den Leuten gefälligst kund tun möge; in etwaigen Beschwerden jedoch könne man sich ja an die Schulinspektion wenden.

Dieser Ton war der Husarer Gemeinde ebenso unerwartet wie erwünscht. Sie brachte denn auch gleich darauf einen Beschluß zu stande, in dem sie, weil ich nicht in Husaren seßhaft sei und dadurch während dem Frühjahrwasser die Schule vernachlässige, um einen beständig im Dorfe wohnenden Lehrer bat.

Stichhaltigeres war also, wie ich sonach bestimmt annehme, gegen mich wohl nichts vorzubringen. Bereits früher war nämlich dem Kolonieamte bekannt geworden die höchst eigenhändige Notiz Sr. Excellenz des Schuldirektors von Saratow in meinem Revisionsbüchlein: „6 октября 1904 г. Учитель Блаць усердно и съ успехомъ обучаетъ дѣтей. Директоръ народн. училищъ А. Карповъ. — 6. Oktober 1904. Lehrer Blatz unterrichtet die Kinder fleißig und mit Erfolg. Direktor der Volksschulen A. Karpow.“ Und gleich darunter die eigenhändige Bemerkung seitens des Schulinspektors: „6 октября 1904 г. Учитель Блаць настойчивъ и усердень. Инспекторъ народн. училищъ А. Смирновъ. — Lehrer Blatz ist ausdauernd und fleißig. Inspektor der Volksschulen A. Smirnow.“ — Ein Lehrer demnach, der mit solchen, rein seine Person angehenden Notizen bei seinen Schulobern ansteht, war nicht gut bei eben dieser Obrigkeit anzugreifen. Daher der obige ungenügende Grund des beregten Gemeindebeschlusses.

Als ich von diesem Beschluß hörte, lächelte ich mitleidig, mitleidig über diese ausgesuchte Firlefanzerie, diese dreiste Pfiffigkeit, diese leere Spiegelfechtereie, mitleidig sogar über Papiere und Tinte, die in meiner Angelegenheit die Husarer so ganz unnötig verspritzt hatten. Schon lange vor Abfassung dieses Beschlusses war ich ja müde, todesmüde, meine Lehrtätigkeit in Husaren fortzusetzen, und entschlossen, mich wo andershin überführen zu lassen. In einem Dorfe, wo man für Schule und Kindererziehung so wenig Sinn und Gefühl hat, wo man den Lehrer, weil er Lehrer, mißachtet, wollte ich begreiflicher Weise nicht bleiben.

Dieses Jahr anfangs Mai fuhr ich denn auch zum Schulinspektor. Dieser ist ein Mann im schönsten Lebensalter, wohlwollend und zuvorkommend mit den Lehrern, ein ausgezeichnete und tätiger Pädagoge und kennt die Verhältnisse zwischen Schule und Gemeinde ganz genau.

Er empfing mich ausnehmend freundlich und gab mir anfänglich den Bescheid: „Ich werde Sie in Ihrer alten Stellung, in Husaren nämlich, belassen; denn einerseits wünschen Sie ja selbst bei ihren Eltern zu sein, und andererseits, was den Ausschlag gibt, wird die Husarer Gemeinde, wenn Sie weggehen, solches ihrem Beschluß zuschreiben. Das soll nicht sein. Ich dulde keine Einmischung seitens der Gemeinde in Schulangelegenheiten.“

Trotzdem bestand ich höflich aber fest auf meiner Bitte, in ein nächstliegendes Dorf bei Vollmer bestimmt zu werden. Dabei hob ich ganz besonders hervor, daß ich weder Mut noch Lust besitze, in der Husarer Schule noch fürderhin zu arbeiten.

Der Inspektor sann nach. Endlich sagte er, sich zur Verabschiedung erhebend: „Gut. Sie wünschen nach Schuck, gehen Sie nach Schuck; aber sagen Sie der Husarer Gemeinde und dem Kolonieamte dortselbst, daß ich solches zulasse einzig und allein Ihrem Wunsche gemäß, nicht aber wegen vorliegendem Beschlusse, der mir nicht maßgebend fein kann.“

Deshalb betone ich mit allem Nachdruck und mache gleich hier an dieser Stelle dem Husarer Kolonieamte bekannt, daß ich nach Schuck überführt bin nur, weil ich das selbst so wollte, nicht aber des eingereichten Beschlusses wegen. Das möge man sich gefälligst merken.

Sonach habe ich jetzt die Kronsstelle in Schuck inne und hoffe, daselbst mit erneuter Kraft meine Arbeit aufnehmen zu können. Das walte Gott! —

J. Blatz, Volkslehrer.

Klemens, Nr. 41 vom 13. Juli 1905, S. 599-602.